

Zeitschrift: Toggenburger Jahrbuch
Band: - (2023)

Artikel: Ulrich Bräker über Chancen und Gefahren des Lesens und Schreibens
Autor: Michel, Pascal
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1005864>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ulrich Bräker über Chancen und Gefahren des Lesens und Schreibens

Dem Toggenburger Garnhändler und Kleinbauern war das Lesen und Schreiben ein «unentbehrliches bedürfniss». Trotzdem beleuchtete er in seinem Tagebuch auch die Schattenseiten seiner liebsten Beschäftigung.

Pascal Michel

Warum er den starken Drang zum Lesen und Schreiben verspürte, konnte Ulrich Bräker (1735–1798) selbst nicht restlos erklären. Jedoch wusste er: Er war nicht der Einzige in seiner Zeit, dem es so erging. In seinem Tagebuch hielt der Toggenburger Garnhändler und Kleinbauer 1779 fest:

«[Ich] dachte offt, es müse irgend ein schreibsüchtiger planet in diesem jahrhundert seine einflüsse herab dunsten, dann unsere erdkugel wimelt von schreibern, (...) es muss irgend ein geist sein, der nicht nur gelehrte sondern auch läien begeistert.»

Obwohl sich Bräker auf einem «schreibsüchtigen Planeten» wandeln sah, stellte es eine Ausnahme dar, dass einer seines sozialen Standes zur Feder griff oder sich in der Lektüre vergrub. Darum sind seine autobiografischen Schriften neben seinen weiteren Werken wie die bereits bei den Zeitgenossen sehr beliebte «*Lebensgeschichte des Armen Mannes im Tockenburg*» (1788) für die Nachwelt einzigartige Quellen geworden. Sie dokumentieren nicht nur den Alltag des bäuerlichen, zunehmend proto-industrialisierten Lebens und die Nöte eines Mannes aus der sozialen Unterschicht, sondern eröffnen auch einen Einblick in die Lese- und Schreibpraxis des «*Armen Mannes*».

In seinem Tagebuch, das den Zeitraum von 1768 bis 1798 abdeckt und auszugsweise erstmals im Jahr 1792 durch Johann Heinrich Füssli veröffentlicht wurde, beobachtete Bräker nicht nur sehr genau und teilweise mit reichlich Komik, was um ihn herum passierte. Er legte an verschiedenen Stellen offen, was die Triebfeder seiner Lese- und Schreibwut war, welche Kritik ihm seine Leidenschaft einbrachte und von welcher «schädlichen» Lektüre er abriet. Dieser Artikel will anhand von Bräkers Tagebüchern nachzeichnen, wie er seine Leidenschaft des Lesens

Ulrich Bräker mit seiner Ehefrau Salome, geborene Ambühl.
Kupferstich von Franz Nikolaus König, zwischen 1795 und 1810.
Kantonsbibliothek St. Gallen
(KBSG), VGP 3948.



und Schreibens reflektierte und bewertete. Bevor die Ergebnisse präsentiert werden, schaffen ein kurzer Abriss über Bräkers Leben, seine literarische Sozialisierung sowie einige Grundlagen zum Lesen und Schreiben im Toggenburg des 18. Jahrhunderts den nötigen Kontext.

«freude an zierlich gemachten buchstaben»

Ulrich Bräker wurde am 22. Dezember 1735 in Näppis (Gemeinde Wattwil) geboren. Der Vater arbeitete als Salpetersieder. 1741 erwarb dieser einen Hof in der Dreyeschlatt (Gemeinde Krinau). Dort verbrachte Ulrich seine Jugendjahre, unter anderem als Geissbube. In den Kinderjahren sei er nur wenige Wochen in die Schule gegangen, berichtet er in seiner *Lebensgeschichte*. Wahrscheinlich ging er während vier Jahren in eine Winterschule. Der kurze Schulbesuch war damals keine Seltenheit: «Im 18. Jahrhundert existierten in solch ländlichen Gebieten meist nur Schulen mit einer Klasse, in denen Kinder einfach so lange

unterwiesen wurden, bis sie Lesen und Schreiben konnten», schreibt Alfred Messerli. Bräker notierte in seinem Tagebuch 1773:

«Ich hatte von jugent auf, grosse lust zum schreiben, und habe daher alle schrifften insbesonderheit die schönen gern gesehen; in der jugent hatte ich eine hertzliche freüde mit grossen zierlich gemachten buchstaben, wo ich einen haben konte machte ich den selben in der einfalt nach.»

Doch die Schule des Ancien Régime stattete ihre Schüler nur mit partiellen Schreibfähigkeiten aus – die Schülerinnen oft ohne jegliche Kenntnis. Ulrich Bräker erlernte immerhin die Grundzüge des Lesens und Schreibens in der Schule sowie durch Umfeld und Familie. Zentral für seine Bildung war das lernfördernde Elternhaus. «*Bey Haus hingegen mangelte es mir gar nicht an Lust, mich in mancherley unterweisen zu lassen*», schrieb er:

«Das Auswendiglernen gab mir wenig Müh: Besonders übt' ich mich fleissig in der Bibel; konnte viele darinn enthaltene Geschichten aus dem Stegreif erzählen (...). Mein Vater las' auch gern etwas Historisches oder Mystisches (...).»

Ein weiterer wichtiger Impuls in der Jugend war für Bräker der Pfarrer Martin Imhof, der ihn mit 16 Jahren unterwies und seinen Lerneifer förderte. In seinen frühen Tagebüchern zeigt sich, dass Bräkers Lesestoff bis 1775 hauptsächlich aus der Bibel und Erbauungsschriften bestand. Danach begann er, «*alles zu lesen, was ihm in die Hände kam*», und besprach die Lektüre auch in seinem Tagebuch. Stets verwies Bräker auf seine Unzulänglichkeiten beim Lesen und Schreiben. Er hielt viel darauf, sich einiges autodidaktisch beigebracht zu haben – Aussagen, die teilweise seiner eigenen und der Stilisierung seines Verlegers Füssli als «naiv-weiser Schriftsteller» geschuldet sein dürften.

Fest steht: Um das Schulwesen im konfessionell gemischten Toggenburg war es am Ende der Frühen Neuzeit nicht allzu gut bestellt. Es bestand keine Schulpflicht, und nicht wenige Eltern setzten die Kinder lieber für die Arbeit auf dem Hof oder für Heimarbeiten wie das Sticken ein. Zwar gab es in den Gemeinden Wattwil, Hemberg, St. Peterzell, Brunnadern und Mogelsberg um 1800 28 Unterrichtsstätten. Von diesen waren die meisten jedoch nur gerade vier bis zehn Wochen pro Jahr in Betrieb. Der Grund dafür war finanzieller Natur. Der Zins, den die reformierten Bürger in einen Fonds eingeschossen hatten oder die katholische Kirchgemeinde bereitgestellt hatte, reichte nur für einen begrenzten Lehrerlohn aus. Dazu kamen personelle Hindernisse. Wo die Schulmeister weniger verdienten als ein Tage-



Um 1770 besass Ulrich Bräker hauptsächlich Bücher mit erbaulichem Inhalt. Darunter befanden sich zwei Werke von Johann Arndt (1555–1621), einem reformierten Pfarrer und einem der wichtigsten nachreformatorischen Theologen: «Vier Bücher vom Wahren Christentum» (Erstdruck Gesamtausgabe 1610) und «Paradiesgärtlein voller christlicher Tugend» (Erstdruck 1612). Das Erstere gehörte in der Jugend zu Bräkers Lieblingslektüre. Fotos: KBSG, VEVERSTEYN 192 und VED 2050.

löhner, fanden sich nur noch Lehrer, die selbst nur schlecht lesen und schreiben konnten. Die klammen Finanzen schlügen sich im verfügbaren Unterrichtsmaterial nieder: Nicht selten waren die Kinder angehalten, Gedrucktes wie ein Kalender, eine Handschrift oder eine Zeitung von zu Hause mitzubringen.

Die Feststellung Bräkers, er befindet sich auf einem «*schreibsüchtigen Planeten*», verweist, wie schon Bräkers Wortwahl verrät, auf ein Phänomen, das über das Toggenburg hinausreichte. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stieg nicht nur die Zahl jener – mit grossen regionalen Unterschieden – auf dem Gebiet der Eidgenossenschaft, die lesen und schreiben konnten. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war es noch eine Minderheit zwischen 15 und 30 Prozent gewesen, die lesen konnte. Des Schreibens mächtig waren damals laut Alfred Messerli zwischen 5 und 15 Prozent, wobei es beträchtliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen gab. Dies änderte sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit der sogenannten Leserevolution. Die Buchproduktion nahm zu, Tageszeitungen verbreiteten sich, Lese- und Bibliotheksgesellschaften entstanden, die Schulen und Lehrer erhielten mehr Mittel in die Hand. Wer nicht lesen und schreiben konnte, galt zunehmend als der Vernunft nicht mächtig oder als bemitleidenswerte und lächerliche Figur. Gleichzeitig fand ein Umbruch von der «intensiven» zur «extensiven» Lektüre statt. Bei der Ersteren wird immer wieder ein

Physiognomische Fragmente,
zur Beförderung
der Menschenkenntniß und Menschenliebe,
von
Johann Caspar Lavater.

Gott schuf den Menschen sich zum Bilde!

Erster Versuch.

Mit vielen Kupfern.



Leipzig und Winterthur, 1775.

Bey Weidmanns Erben und Reich, und Heinrich Steiner und Compagnie.



Kanon meist religiöser Bücher gelesen. Bei der Letzteren ein breites Repertoire von kurzlebigen Schriften bis zu Romanen. Auch für die Alte Eidgenossenschaft stellt Messerli im 18. Jahrhundert «das Ende eines in der Wiederholungslektüre immer gleicher Texte gesicherten, für alle Familienmitglieder identischen und verbindlichen Orientierungshorizontes» fest.

Für Bräkers «Selbstaufklärung» war 1776 die Aufnahme in die toggenburgische Moralische Gesellschaft zentral. Eine Stellung, die sich aus Bräkers armen Verhältnissen keineswegs abzeichnete. Dort erhielt er Zugang zu einer Bibliothek mit vielfältiger Lektüremöglichkeit. So beschleunigte sich Bräkers Ablösung von der «intensiven» hin zur «extensiven» Lektüre. Damit verbunden war, dass er sich in seinem Tagebuch zunehmend mit einem aufgeklärten Gedankengut auseinandersetzte, wobei seine religiöse Prägung weiterhin stark blieb.

Johann Kaspar Lavater (1741–1801), ein Zeitgenosse Bräkers, gilt als einer der wichtigsten Aufklärer der Schweiz. Die Lektüre seiner Werke prägte die «Selbstaufklärung» des Armen Mannes. Lavaters Bekanntheit beruht u.a. auf den «Physiognomischen Fragmenten» (Erstdruck 1775–1778), das eine Anleitung zur Erkennung von Gesichtszügen und Körperformen gibt. Ulrich Bräker setzte sich 1779 dafür ein, dass die toggenburgische Moralische Gesellschaft dieses vierbändige Werk kaufte.
Foto: KBSG, VAdSlg C 133 A/1.

Vermahnung und Chronist

«Ach möchte doch diese meine einfaltige schriftt, noch nach meinem tod, ein donner schlag sein in die hertzen meiner kinder», schrieb Bräker in einer Art Vorwort, einer «Vermahnung» zu Beginn seines ersten Tagebuchs. Dort legte er sogleich offen, an wen sich sein Tagebuch richtet: an seine damals noch unmündigen Kinder. Sein Ziel war es, «eüch in der schriftt zu wissen und eüch nach meiner einfalt das exemplar unsers hochgelobten erlösers vorzustellen, und eüch erstlich meine gedanken zu ofen bahren, über die mensch werdung Christi.» Er erhoffte sich dadurch, «das sey doch möchten abgehalten werden von den allgemein welt lauf, der in die hölle geht». Dass Bräker seine Vermahnung nicht erst im Alter schrieb oder mündlich überlieferte – ein Gedanke, den er selbst auch aufwarf –, lag auch an der damals tiefen Lebenserwartung. Um das Jahr 1770 betrug sie in Europa im Durchschnitt 34,3 Jahre. Zur Zeit, als Bräker seine Vermahnung verfasste, war sein jüngstes Kind sechs Jahre alt. Zuvor waren ihm und seiner Frau schon zwei Kinder gestorben. Bräker hielt fest:

«Das ich es schreibe, wil ich es habe wil mir gott zeit und gelegenheit schenket und wan ich schon noch nicht alt bin so weiss ich doch den rathschluss meines gottes nicht, wie lang er mich noch leben last, ob ich leben werde bis meine kinder verstand bekommen oder ob er mich durch einen schnelen tod wegnehme aus der zeit in die ewigkeit.»

Bräkers frühe Tagebucheinträge waren motiviert durch Selbstbeobachtung und -prüfung. Dies entsprang dem Pietismus, einer religiösen Strömung, die anregte, selbst in der Bibel und in Erbauungsschriften zu lesen sowie in Seelentagebüchern Rechenschaft über die eigene Lebensführung abzulegen. Trotz seiner niederen gesellschaftlichen Stellung fand Bräker damit einen Weg, als Autor sein Leben zu beschreiben: Er schuf sich sein Publikum, indem er sich an seine Kinder richtete. Neben seinem frühen Ziel, mit seinen Tagebüchern die Kinder auf den richtigen Weg zu bringen, zog er aus dem Schreiben einige Befriedigung:

«Witers hab ich freilich wenig zeit, allein der herr schenkt mir dan und wan eine einsamme stunde. Ich kann die stunden die ich vorhin unütz zugebracht darzu anwenden auch habe ich den sabath des herren und nächtliche stunden. (...) ein mahl ich fühle einen trib in mir zum schreiben, für mich will ich schon nutzen davon gespürt an meinem hertzen sit dem ich angefangen zu schreiben. Und für meine kinder in der hoffnung der treüe heyland werde es an ihrem hertzen segnen (...).»



Aus Bräkers frühen Tagebüchern geht eine tiefe religiöse Überzeugung hervor. 1770 beginnt er sein Tagebuch mit den Versen: «*Was mir mein gott gibt für die hand, das wil ich hier aufschreiben. Ach Jesu laß in deiner kraft. Mich diese arbeit treiben. Las Jesu liebe nur allein, das ziel der zwek im schreiben sein.*» KBSG, VMs 921, S. 1.

Nicht nur eine Einweisung in die Heilige Schrift oder eben einen «Wegweiser» durchs Leben wollte Bräker seinen Nachkommen mitgeben. Er sah eine Chronik von für ihn wichtigen Ereignissen auch als überliefernwert an – damit seine Kinder sähen, dass sie es selbst nun besser hätten. Im Jahr 1770 schrieb Bräker:

«*Jch muss noch kurtz, einwenig aufschreiben, die zeichen die vor diesen traurigen zeitten hergangen sind, die ich selbst gesehen hab. Und dan meinen nachkomenden überlassen, zu urtheillenm, ob gott dise zeichen umsonst sehen lasen.*»

Im Jahr 1769 berichtete er etwa über Erdbeben und Unwetter. 1770 sei dann «*ein userordentlicher groser schnee gefahlen, das man in Bündten u. anderen wilden orten villen leüten hilff kommen*

müste sonst sey hungers sterben hätten müsen.» Ebenso machte ihm die Teuerung zu schaffen. Er listete für das Jahr 1770 Preise von Korn, Wein, Kirsch, Fleisch sowie von Garn auf. «*Kinder, die früher mit weben ordentlich verdienen konnten, müssten jetzt betteln und fast verhungern»,* bemerkte er. Daneben notierte er regelmässig Verbrechen, Todesfälle und Kuriositäten. Sein liebstes Thema war aber das Wetter. Am 31. Januar 1779 schrieb er:

«Vom wetter schreib ich am liebsten – welch vergnügen, hat mir die regierung des höchsten in absicht auf die witterung gemacht – den gantzen monat zwar continuierlich kalt; aber beständig gesunde frische lufft, helen himmel tag und nacht heiter und liecht.»

Dass er den Anspruch hatte, Ereignisse zu überliefern, die sonst nicht aufgezeichnet worden wären, erwähnte er anlässlich eines Landeseids toggenburgischer Truppen 1793: Er berichtete über eine «*zierliche Rede, die junker landvogt v. Müller*» hielt, sowie eine der Landesobrigkeit. «*Beide reden werden im druck erscheinen – sonst würd ich dieselben hier eindrücken.*» Bräker betonte mehrmals, dass er keine Weltgeschichte schreibe – auch wenn er im Jahr 1789 die Revolten in Frankreich und den Niederlanden antönte. «*Ich schränke mich also nur auf mein vatterland – in meinem engen kreisse und auf mich selbst ein.*» Eine Regel, die bei ihm oft Wunscheden blieb: Er berichtete nämlich trotz dieser Rechtfertigung immer wieder, besonders in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens, über Ereignisse jenseits der Eidgenossenschaft.

Denken, Lesen und Schreiben

Die Zeit, die Ulrich Bräker fürs Lesen und Schreiben nutzen konnte, war stark eingeschränkt. «*Geschäffte – ums brodt, rauben mit recht die haubtzeit*», notierte er im April 1780 in sein Tagebuch. So blieben ihm oft nur noch die Nacht oder der Sonntag. Dabei diente ihm diese Zeit auch zur Strukturierung seiner Gedanken:

«(...) nächtliche stunden, wiedme ich meistens dem denken, lesen u. schreiben. – ich kann zwar unter der arbeit auch dennken; aber es ist oft wieder meinen willen ganz confus und verworren.»

Es kam vor, dass Bräkers Schreibdrang so gross war, dass er sogar während seiner Arbeit schrieb. Zu einem Gedicht notierte er im September 1773, «*deise gedanken, und das vorhergehend reimlein, hab ich auf dem weg geschrieben mit dem bleistift; als ich meinem beruff nachgieng.*» Bräker reflektierte seine «*Schreib-*

sucht», die er als Auswirkung eines «schreibsüchtigen planeten, der seine einflüsse herab dunstet», sah: Deshalb erklärte er in seinem Vorwort zum Tagebuch des Jahres 1779:

«Nein, mein schreiben lass ich noch nicht, und sollte das geschrieb gleich nach dem schreiben verlochet werden; es befriedigt etwas in mir allzusehr; und dieses etwas ist die tribfeder, das es heist; lust u. lieb zu einem ding macht alle müh u. arbeit ring.»

Die verfügbare Zeit blieb für Bräker stets ein Thema. Er ärgerte sich deshalb auch über sich selbst, dass er die Zeit für sein Lese- und Schreibbedürfnis nicht effizienter nutzen konnte. Konsterniert notierte er im Februar 1779:

«O das meine hand flöge; in solchen glücklichen weilchen, das sie doch so steiff muss seyn, und ein paar stunde an einem gedannke herkrizeln muss: wann die gedannken über einandern aus trollen; und mir die ausdrüke recht herflössen – um diese labende weilchen zum andennken herzuschreiben, und ich kein ein halbstündchen wegstehlen kann. – dann bin ich böss auf meine geist, das sie stabig sind.»

Zu diesen Problemen kamen oft Unterbrechungen hinzu, die Bräker in seinem Schreib- und Leseprozess behinderten. Zum einen erwähnte er in einer reichlich sarkastischen Anekdote seine Frau Salome – die Zankereien in ihrer Ehe führt er andernorts noch im Detail aus –, die seinen erholsamen Feierabend störten:

«Auch wans feyerabend ist, und einer sich gern ein bisgen erhollen möcht, mit einem büchlein im weinkel sitzt – oder ruhig ein pfeifgen schmaucht und den gedannken nachhengt – und dann, kommt so eine schnäterbüx, einem so quer in den weg, u. haut einem so recht ins gesicht hinein (...).»

Besucher störten Bräker ebenfalls in seiner Routine – sogar wenn es Verwandte waren. Gesprächsrunden mit uninteressanten Leuten schienen Bräker nicht zu behagen, wie er an verschiedenen Stellen in seinem Tagebuch bemerkte. Zu den Verwandten meinte er im Juni 1787:

«Ein allerliebster sommertag vast der erste – meist einsam – und doch wurde noch von lästigen besuchern befallen – gleichwohl warens die nächsten verwandten – aber die stöörten mich im lesen – und plaudern mir widerlich zeüg.»

Doch auch wenn Bräker gestört wurde, war ihm jeder Tag, an dem er zumindest seinen Leidenschaften nachgehen konnte, ein guter Tag. Zu einem Tag ohne Lesen und Schreiben notiert er:

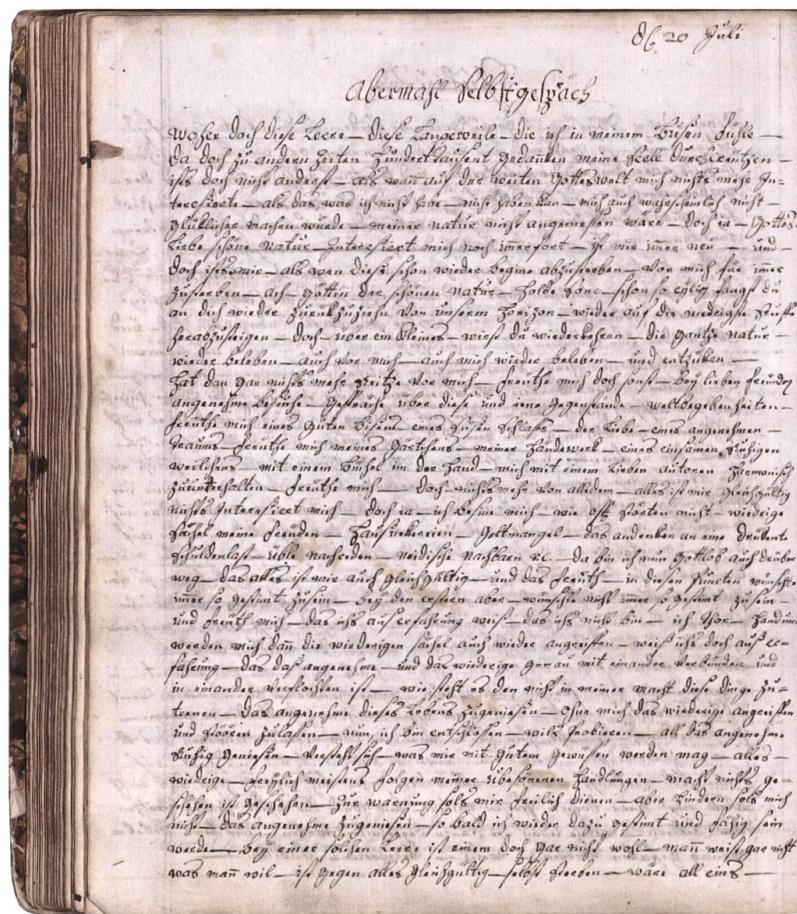
«Welch ein tag – voll langer weile – augenblike, dünen mir stunden.»

Verarbeitung der Sorgen und Ängste

Die prekären und beengten Lebensverhältnisse Ulrich Bräkers sind ein ständig präsentes Thema in seinen Schriften. Mit seinen Gedanken über Hunger, Geldsorgen, rapide Teuerung, Ehestreit und über den Tod dreier seiner Kinder fand er in seinem Tagebuch ein Ventil, diese Lasten zu verarbeiten. Exemplarisch dafür war ein Selbstgespräch mit seinem «Büchelgen». Dieses sprach zu Bräker:

«Komm nur, und vertrau' mir, was du willst; ich bin verschwiegen, und nehme alles an, ohne dir ein Wort einzureden, und ohne einem Menschen davon auch nur eine Sylbe zu sagen, wo du mich anders selber vor ihren Augen verhehlen willst.»

Darauf antwortete Bräker, wenigstens erföhren so seine Kinder durch das «Büchelgen» einmal, «in welch jammervollen Umständen sich ihr Vater befunden, und dass sie durch seinen Schaden klüger werden». Der Dialog schloss mit einer Feststellung des «Büchelgens»: «Nun hast du den Sack bald ausgelärt? So wird's schon besser werden.» Bräker nutzte seinen Hang zum Schreiben also mitunter als therapeutische Massnahme. Im August 1780 setzte er einen fiktiven Eintrag aus der Perspektive seiner Frau ins Tagebuch. In diesem rechnete sie mit Bräkers Schreibflausen



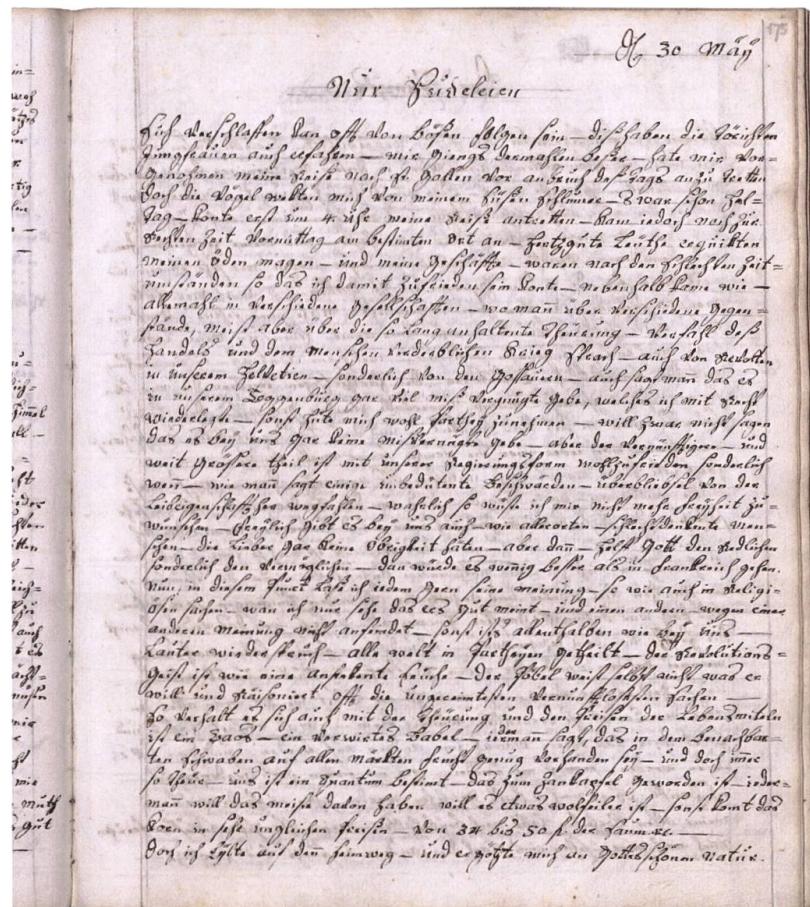
In Selbstgesprächen mit seinem Tagebuch verarbeitete Ulrich Bräker Sorgen des Alltags. Am 20. Juli 1796 begann er ein solches Gespräch mit nachdenklichen Worten, die einen Einblick in seinen Gemütszustand geben: «Woher doch diese leere – diese langeweile – die ich in meinem bußen fühle – da doch zu andern zeiten hunderttausent gedannken meine seele durchcreützen (...).» StASG, AA 8 B 8, S. 220.

ab. Er liess es sich aber nicht nehmen, ihrer Kritik eine Entgeg-
nung gegenüberzustellen. Diese offenbart, welche Wirkung Brä-
ker dem Schreiben und Lesen für sein Gemüt zumass:

«Meinem lesen hast dus zu verdanken, das dein man noch so
gut ist, wie er ist; sonst hätest du villicht einen schlimeren. –
meinem schreiben solt du dank wissen, jch hab manchen zorn
dem guten papier angehenkt, der sonst dich troffen hätte.»

Diese Aussage lässt sich nur vor dem Hintergrund verstehen,
dass sich Bräker von seiner Familie nicht verstanden fühlte und
er seine Gefühle lieber dem Tagebuch anvertraute. Das Schrei-
ben als therapeutische Massnahme schien ihm aber nicht immer
ganz geheuer zu sein. Er erklärte es immer wieder als verwerf-
lich, seine Klagen ins Tagebuch einzutragen. Es seien einförmige
und immer wiederkehrende «lappereyen» und «hudeleien»,
fand er in solchen Momenten. Regelmässig erlag er aber dem
Drang, dem Tagebuch seine Sorgen anzuvertrauen:

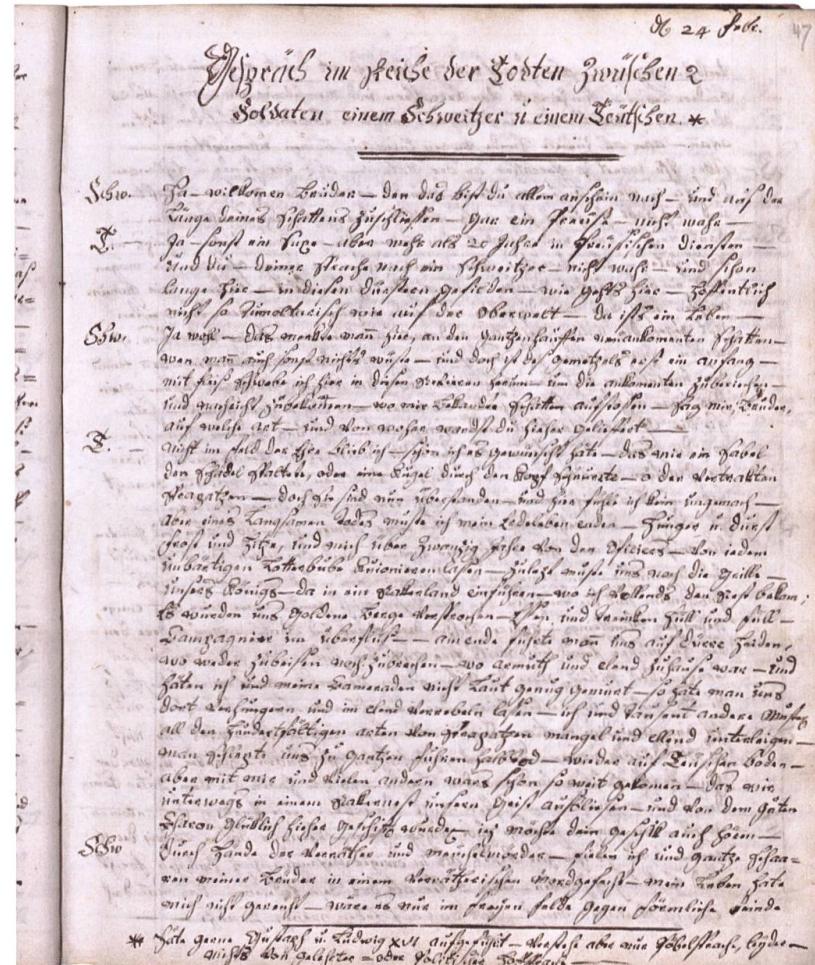
«(...) hab gemeint, ich wole diesse blätter nicht mehr mitt kla-
gen beflecken – aber s'thet so wohl – ist balsam vor den wunden
bussen – wer so keine menschenseele um sich hat – deme er das
ding sagen kann – meine keinder – wild – aber doch noch nicht
so gantz verdorben, sind zeügen meiner unschuld (...).»



Über den 30. Mai 1795 berichtet
Ulrich Bräker, dass er morgens ver-
schlafen habe und daher zu spät
nach St. Gallen aufgebrochen sei.
Hauptgesprächsthema in der Stadt
war der aktuelle Revolutionsgeist.
Ernüchtert stellte Bräker fest:
«Sonst ists allenthalben wie bey
uns – lauter widerspruch – alle
welt in partheyen getheilt – der
pöbel weist selbst nicht was er will
und räsoniert oft die ungereim-
testen vernunftlosesten sachen.»
StASG, AA 8 B 8, S. 175.

Dafür, dass Bräker das Schreiben zur Verarbeitung traumatischer Erfahrungen nutzte, ist der Tod seines 17-jährigen Sohns Jacob im Januar 1788 ein treffendes Beispiel. Bräker zeichnete den Lebenslauf seines Sohnes nach und beschrieb eindringlich, wie ihn dessen Tod berührte. Er widmete ihm im Tagebuch eine Grabschrift. Später, als ihm Jacob einmal in einem Traum erschienen war, verarbeitete er dieses Erlebnis in einem «Gespräch im Reich der Toten» mit seinem Sohn. Für diese Erleichterungen, die ihm das Schreiben und Lesen verschafften, zeigte sich Bräker dankbar. Im Januar 1794 dachte er im Tagebuch darüber nach:

«(...) mein bisgen lesen und schreiben ist mir auch nicht wennig lebenserlichterung – oft kommt mir ein liebes büchelgen in die hand – das etwas zu meiner beruhigung beytragt – und wenn auch das nicht hilfft – so wird's mir doch lichter ums hertz so bald ich hinsitzen kan – und meinen verdruss dem weissen papeir anschmieren kann – so hat der allgütige jedem erdensohn seinen theil zugemessen – mancher – reiche gäbe viel golds um diese vortheile – und ich habe dieselben umsonst – welch ein glück.»



Gespräche im Reich der Toten sind eine satirische Dichtungsgattung, die in der Aufklärung besonders populär war. 1793 verfasste der Arme Mann ein solches Gespräch zwischen einem Schweizer und einem deutschen Soldaten. Darin thematisierte Bräker neben dem Soldatentum, das er aus eigener Erfahrung kannte, die Revolution in Frankreich. StASG, AA 8 B 8, S. 47.

Im letzten Drittel seines Lebens vereinsamte Bräker zunehmend. Nach 1792 wendete sich sein Verleger Johann Heinrich Füssli von ihm ab, auch sonst schauten weniger Neugierige bei ihm zu Hause auf der Hochsteig im Toggenburg vorbei. Dazu kamen die Armut, die ihn sozial einschränkte, sowie der Tod von Nachbarn und Freunden. Bräker fand im Schreiben Zuflucht, konkret im Briefeschreiben. Im Februar 1790 hielt er fest:

«In (...) einsamen nächten feilte ich einiche brieffchen, an gute liebe freunde aus – die mir manche stunde raubten – und mir doch nicht gerathen wollten – du weist ia, mein liebes büchel, welch steiffe hand ich habe – welch ein langsamer schreiber ich bin – ich thor, der ich bin – da mit dem weissen pappeir schwatzen wollen, das mir doch keine antwordt giebt (...) ha mein umgang mit menschen ist selten – und mit denen ich noch am meisten umgang haben muss die wollen nie schwatzen was ich will.»

Zwischen den Zeilen wird klar, dass Bräker die schriftliche Kommunikation tiefgründiger und nützlicher erschien, denn hier konnte er sich Personen und Themen aussuchen. Er erhoffte sich von einem brieflichen Austausch also eher einen intimen Austausch über Gedanken und Gefühle als bei einer mündlichen Konversation.

Schreiben als Erinnerungsarbeit

Ulrich Bräker führte sein Tagebuch über den Zeitraum von 1768 bis 1798. Er häufte so einen Fundus an eigenen Erinnerungen aus über 30 Jahren an. Seine enorme Schaffenskraft inmitten der prekären sozialen Verhältnisse erstaunen insofern nicht, als er selbst bezeugte, ein Tag ganz alleine ohne Bücher und Schreibzeug sei ihm unerträglich und das Schreiben und Lesen sei ihm ein «*unentbehrliches bedürfniss*». Denn er setzte die Anwesenheit eines Buches oder eines Blatts Papier zum Schreiben mit einer menschlichen Gesellschaft gleich – als ob er mit der Schrift und den Büchern eine Erinnerungsgemeinschaft bilden wollte, mit der er Vergangenes rekapitulieren konnte. Über dieses Vergegenwärtigen seiner Erlebnisse mittels Tagebuch schrieb er im Dezember 1787:

«Darf nur diss mein tagebüchel zurück lesen, so werden mir derren [Thorheiten] genug wieder frisch vergegenwärtiget (...) ich darf nur zurück lesen – und zurück denken – bey diesen und ienem anlass stile stehen, und ich selber fragen – wie ich mich da u. da verhielt – so werden mir vast alle meine handlungen das ganze jahr hindurch – wieder frisch ins gedächtnuss geru-

fen – und zugleich wird ich auch an all das gute erinnert das ich tag täglich alle stund und augenblk genoss.»

Mit fortschreitendem Alter beschäftigte sich Bräker mit seinen früheren Tagebucheinträgen. Im Jahr 1789 reflektierte er über sein «geschmier» aus früheren Zeiten. Dabei kam zum Aspekt des Vergegenwärtigens des Vergangenen durch das Tagebuch ein weiterer hinzu: das kritische Hinterfragen der eigenen Erlebnisse:

«Als ich hüte meine zwanzigjährigen tagebüchel durchbletterte – fiels mir heiss auf – hilff – ewiger gott, dachte ich – welche narrheiten habe ich in saurem schweisse meines angesichts gemacht (...).»

Er bedauerte, dass er kein Prediger geworden war, wie es einst sein Wunsch gewesen war, gab aber auch zu bedenken:

«Predigen geht an – schafft nutzen – und sausst vorbey, wie der weind, verraucht wie ein morgen Nebel – aber auf'm papeir – ists ein bleibentes denkmahl (...).»

Bräker mass hier wiederum dem Geschriebenen höhere Wertigkeit zu als dem Gesprochenen. Wie er schon in seiner «Vermahnung» die Notwendigkeit sah, seiner Ansicht nach wichtige Alltagsdinge als Chronist für seine Kinder zu überliefern, brachte er im vorangehenden Zitat zum Ausdruck, dass seine Schriften dereinst ein «Denkmal» in der Erinnerung über seinen Alltag bilden könnten. Trotzdem bemerkte er an mehreren Stellen, dass er bezweifelte, dass seine Tagebücher von seinen Kindern überhaupt je gelesen würden.

Schädliche Lektüre

Neben den positiven Aspekten warnte Bräker in seinen Tagebüchern vor «schädlicher» Lektüre. In der einleitenden «Vermahnung» an seine Kinder findet sich ein Abschnitt «über die bücher». Dort hielt Bräker fest, dass das Lesen «(...) einen grossen eindruck auf unser herzt [hat], sey [es] guttes oder böses; o darum liebet doch die guten bücher». Was denn ein gutes Buch sei, führte Bräker in diesem Abschnitt aus. Da es sich um das Vorwort in Bräkers frühstem Tagebuch handelt, war diese Anleitung noch stark religiös geprägt. Es erstaunt darum nicht, dass er als das «beste und fürtrefflichste unter allen bücheren» die Heilige Schrift, «der grund aller anderen guten bücher», ansah. Er führte weiter aus, dass es seiner Meinung nach drei Kategorien von Büchern gebe: nützliche, schädliche sowie solche, «die wenig nutz und wenig schad sind». Doch bei ihm habe es nur Bücher gegeben, die entweder genutzt oder geschadet hätten. Er warnte:

«Ich bin zwar immer ein groser liebhaber der bücher gewesen jedoch hab ich die schlimen verabscheuet, u gehaset. Hingegen die gutten geliebet. Nicht das ich mich mit eitelen, und nicht würdigen bücheren nicht auch schon vergafet hete: doch habe ich allemal den schaden davon erfahren. Darum ich meine kinder warnen will solche schadliche schrifften nicht zu lesen (...) und die gutten und nützlichen fleissig zu lesen und zugebrauchen.»

Bräker warnte besonders vor «*heidnischen und teufflischen schrifften und bücheren*». Dazu zählte er:

«(...) romanische, erdichtete liebes geschichten, huren geschichten, liebes oder huren lieder, alle erlogne gottlosen erzählungen und erdichtungen. Alle schwarze kunst und zauber, oder teüfflische blend=büchlein. Alle pasqualantische, schmäl= und letzter schrifften, über andere ständ und personen.»

Vor diesen Büchern hätten sich die Kinder zu hüten, findet er, denn sie seien «*eine pest der seelen, ein teüfflisches gift, das mit keinem lieb mehr auss dem gedächtnus vertrieben ist*». Auffallend ist, welche grosse Wirkung er der Lektüre auf den menschlichen Geist und das Verhalten zumass, wenn er in stark religiös gefärbtem Warnton fortfuhr: «*Flihet dise lotterfallen des satans, der die jugent listiglich darmit zufangen pflegt.*» Zu «*weltliche[n] bücher[n], geschichtsbücher[n], geographische[n] weltbeschreibungen, helden staats und lebens beschreibungen gewüser potentatten, lenderen und stetten*» äussert sich der frühe Bräker zurückhaltend. Diese seien für die Seligkeit nicht notwendig, obwohl sie für gewisse Personen nützlich sein könnten. In diesem Punkt wird sich seine Haltung über die Jahre noch fundamental ändern: Besonders die Reiseberichte, die sich in den 1790er-Jahren grosser Beliebtheit erfreuen, faszinierten auch ihn selbst in diesen Jahren, obwohl er sie in der «*Vermahnung*» an seine Kinder noch als wenig nützlich bezeichnete. Er verfasste in den 1780/90er-Jahren selbst etliche Reiseberichte, äusserte gar den Wunsch, Reiseschriftsteller zu werden. Er besprach zudem Geschichtsbücher – etwa zum Siebenjährigen Krieg, in dem er selbst für Preussen als Söldner gekämpft hatte.

Die verbreiteten Vorbehalte der Zeitgenossen, die vor der «*empfindsamen*» Lektüre der Frauen warnten, nahm Bräker nur am Rand auf. In seinen späteren Tagebüchern waren die Warnungen vor «*erdichteten liebesgeschichten*» nicht mehr präsent. Es scheint, als ob er zu Beginn aus ideologisch-religiösen Gründen diese Bemerkungen in seine Kritik an den schädlichen Büchern aufnahm und sich später davon emanzipierte. Denn als er

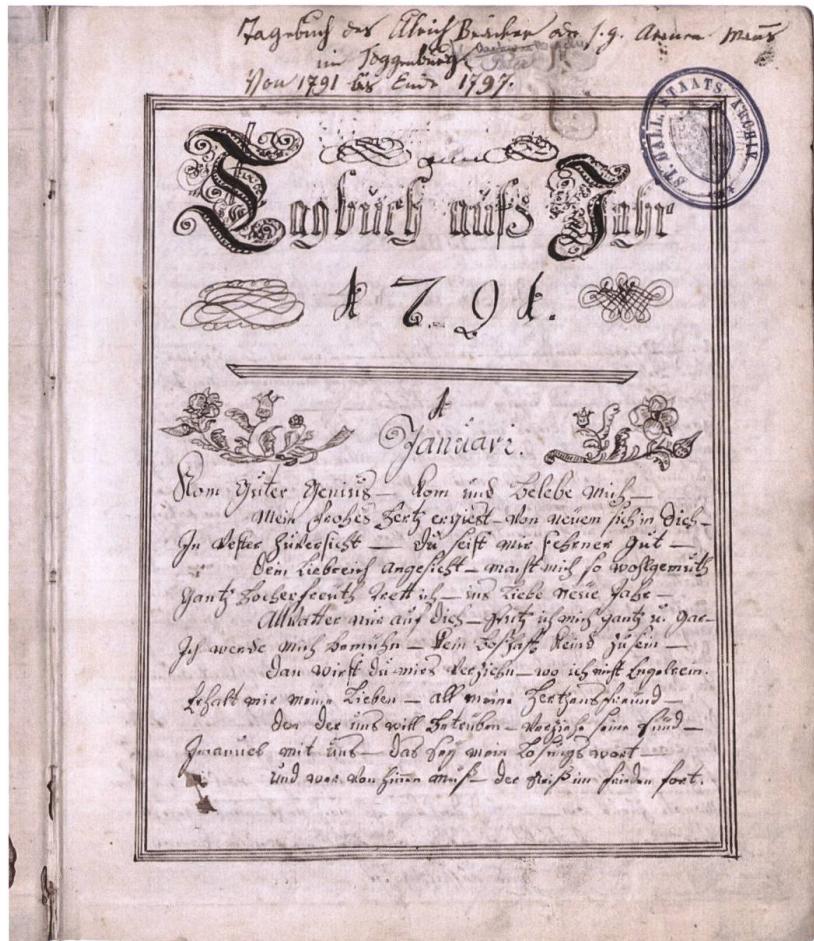


In der Bibliothek der toggenburgischen Moralischen Gesellschaft lernte Bräker u.a. die «Sammlung alter und neuer Urkunden zur Beleuchtung der Kirchen-Geschichte» von Johann Jakob Simler (1716–1788) kennen. Der evangelische Theologe aus Zürich besass eine umfangreiche Sammlung kirchengeschichtlicher Urkunden, die er zwischen 1757 und 1763 publizierte. Foto: KBSG, VadSlg EC 5860/2.3.

im August 1780 einen Eintrag aus der Perspektive seiner Frau ins Tagebuch setzte, macht es den Eindruck, er bemitleide sie regelrecht dafür, nicht schreiben zu können und sich nicht für seine Welt der Bücher zu interessieren. Bräker gab aber keine starre, dogmatische Anweisung zum Büchergebrauch mit. Er sah die Kinder selbst in der Pflicht, sich über den Inhalt der Bücher ein Bild zu machen. Es kann durchaus schon als Einfluss der Aufklärung gelesen werden, wenn er schreibt: «*Meine lieben kinder prüfet alles und das gute behaltet; prüfet wol was eüch nach leib und seel nutz, oder schad ist.*»

Lesen und Schreiben als Zeitverschwendung

Ulrich Bräker besass ein feines Gespür dafür, sich in Personen aus seinem Umfeld hineinzuversetzen. Im Jahr 1779 berichtete er etwa aus dem Tagesablauf seines Nachbarn, den er nur «*Lunzie*» nennt. Dieser fand Bräkers Unterfangen etwas suspekt, und Bräker notierte: «*Sie [Die Alltagsbeschäftigungen des Nachbarn] waren mir zimmlich merkwürdig; nicht was er thut, sonder was er dabey denkt.*» Bräker war in seinen Alltagsbeschreibungen nicht nur präzis, humorvoll und reflektiert. Ebenso machte er sich



Ein späteres Tagebuch begann Ulrich Bräker mit den Worten: «Kom guter genius – kom und belebe mich – mein frohes hertz ergiest – von neuem sich in dich (...).» Der Glaube in Gott hat sich 1791 längst gewandelt in einen Glauben an den eigenen Genius bzw. an die eigene schöpferische Kraft. In diesen das Jahr einleitenden Versen wird Bräkers «Selbstaufklärung» besonders fassbar. StASG, AA 8 B 8, S. 1.

eine unbestechliche Ehrlichkeit, die seine Protagonisten nicht immer im besten Licht erscheinen liessen, zu eigen. Sie wendete er aber auch auf sich selbst an, wie der Tagebucheintrag des 26. Augusts 1780 zeigt. Dort bündelte er die schonungslose Kritik seiner Frau Salome an seinem Schreib- und Lesehang, indem er sie selbst unter dem Titel «so würd sie schreiben» zu Wort kommen liess. Es ist zwar nicht möglich, zu überprüfen, inwiefern er hier übertrieb oder eigene Nachlässigkeiten verschwieg. Doch deckt sich der Ton mit ähnlichen Klagen Bräkers über seine Ehe durch alle seine Tagebücher hinweg. In ihrer Kritik nannte Salome Bräker, die selbst nicht schreiben konnte, verschiedene Punkte, wie das Lesen und Schreiben ihrem Mann schadeten. Erstens mache seine Leidenschaft Bräker abwesend und leichtsinnig:

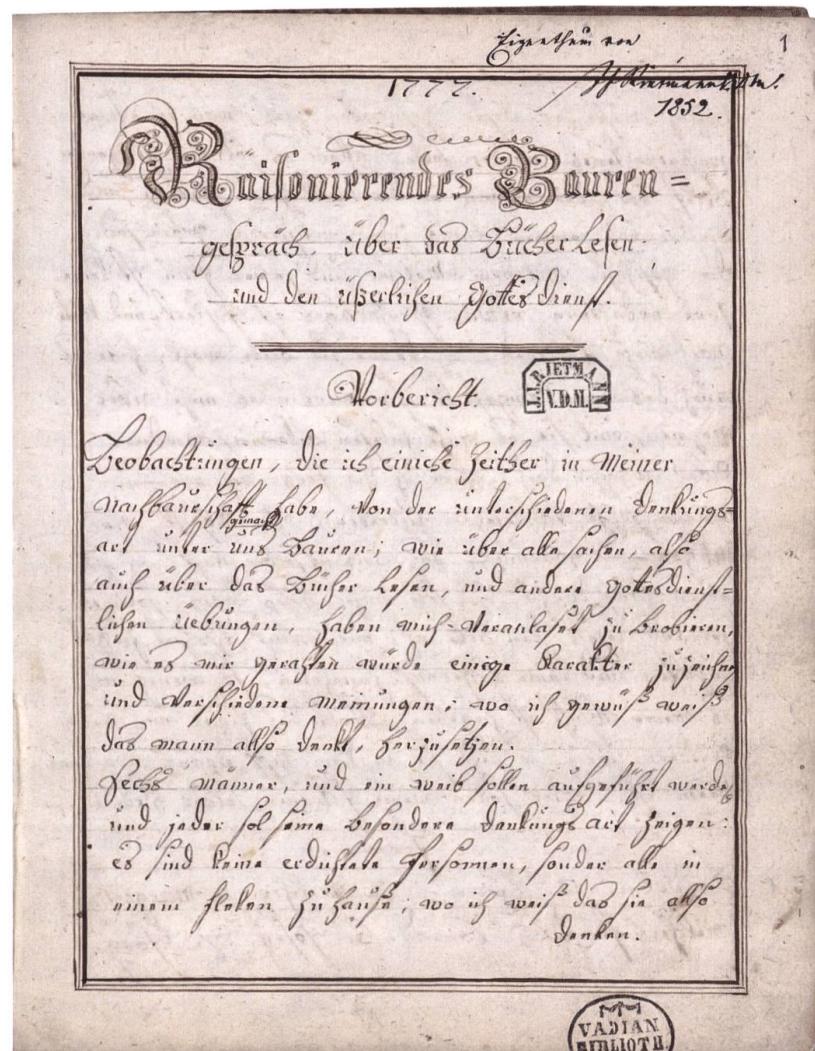
«(...) die verdammtten weltlichen bücher haben ihm das gehirn gantz verrückt – er sieht nichts und hört nichts – und gott weiss – das ich – was wir zuthun haben alles besser verstehe als er – zum handlen taugt er gar nichts – er traut und glaubt allen leüten – nur mir nicht – jede hundsut kann ihn übertölpeln (...).»

Nicht nur habe er dadurch so manchen Gulden an gottlose Betrüger hingegeben, schrieb Bräker aus Sicht seiner Frau. Die Beschäftigung mit den weltlichen Büchern und seinem Tagebuch, das sie ebenfalls sinnfrei fand, hätten zweitens direkte Auswirkungen auf die Arbeitsmoral:

«Zum arbeiten ist er zufaul lieber steckt er seine nose in ein weltliches narrenbuch – oder schreibt, weis gott was vor narrheiten und curiose kopfgrillen in ein ewiges buch, das weder anfang noch ende hat – oder staunt melancholisch, das wetter himmel und erden an.»

Drittens sorgte die Lektüre aus ihrer Sicht dafür, dass sich das Ehepaar gegenseitig entfremdete. Dass sie keinen Zugang zu Bräkers Gedankenwelt fand und er ihr diese auch nicht eröffnen wollte, beunruhigte sie. Bräker legte ihr in den Mund:

«Ach das hertz im leib möchte mir zerspreingen wann ich das glück manches weibes sehe – wo ich doch mein mann dem ihri gen weit vorgezogen hate – ach wie treügen die mannsbilder –



Bauerngespräche sind eine literarische Gattung, in denen Tagesfragen zwischen zwei Parteien verhandelt werden. Im Falle von Bräkers «Baurengespräch, über das bücherlesen und den überlieferten gottesdienst» greift er 1777 eine neue Mode in der ländlichen Bevölkerung auf: das Lesen weltlicher Bücher. Er propagiert in diesem Stück für die ländliche Gesellschaft einen freieren Umgang mit der Lektüre. KBSG, VMs 918, S. 1.

jez sind sie so glücklich mit ihren männern – habens immer um sie – wüssen was sie thun, und was sie denken – könnens so zusagen um einen feinger rum weinden.»

In ihrer Kritik spiegeln sich verbreitete Argumentationsmuster des 18. Jahrhunderts. Erstens würden die Bücherkäufe nicht vorhandenes Geld verschlingen und die eigentliche Arbeit beeinträchtigen. Das Wirtschafts- und Lebensgefüge drohe so in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Zweitens führe die extensive Lektüre zu einer Absonderung, weil sich die Leseerfahrungen nun grundsätzlich unterschieden und von den anderen Angehörigen des Haushaltes nicht mehr nachvollzogen werden könnten. Der Verlust dieser Verbindung kommt im obigen Zitat – «*sie [die glücklichen Ehefrauen] wüsen was sie [die Ehemänner] thun, und was sie denken*» – deutlich zum Ausdruck.

Aber nicht nur von seiner Frau wurde Bräker regelmässig wegen seines Bedürfnisses, zu schreiben und zu lesen, gerügt. In seinem Umfeld kam dies ebenfalls nicht immer gut an. Er erntet «*scheele blicke*» und «*beissende spötteleien*», wie er 1789 – da war gerade seine Lebensgeschichte erschienen – an seine «*feinde und neider*» im Tagebuch schrieb. Der Eintrag zeigt, welcher Argumente seine Kritiker sich bedienten:

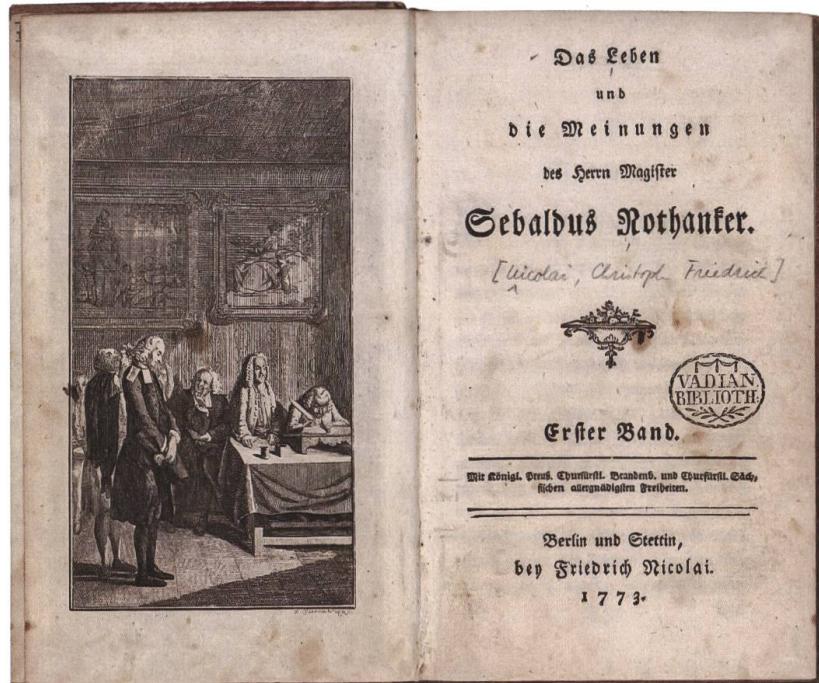
«(…) doch – ich weiss was ihr mir am wenigsten vertragen mögt – das ich, als ein armer läy dann und wann gern eine zeitung und ein neües büchel lese – nicht wahr – das ists, was jhr nicht leiden könt – o seit doch keine narren – was kan eüch das beläidigen – lass ich eüch doch auch ungeschorren euerem vergnügen (...).»

Es war unter den Zeitgenossen demnach nicht überall anerkannt, dass einer aus Bräkers Stand las und schrieb. Zusätzlich sorgte der Umstand, dass Bräker Aufzeichnungen über sein nächstes Umfeld machte, für böses Blut. Die «*spötter*» und «*neider*» glaubten offenbar, in Bräkers Schriften schlecht wegzukommen. Dazu schrieb er:

«(…) um gottwillen, was kann eüch das erzörnen – dennk wohl – wil ich dann und wan etwas von eüern torheiten mitunterseze – aber ich mische ia meine eigenen auch mitunter – seit doch nicht so eitel, was schadt das – wenn allenfalls iez-lebende – menschen oder die nachwelt es lesen sollte – könts ia gar licht sein, das hie u. da einer ein beispiel nähme (...).»

Noch expliziter transportierte Bräker die Kritik aus seinem Umfeld in einem Dialog im März 1789 zwischen zwei Nachbarn – wovon einer er selbst war. Für Gelehrte, die aus eigenen Gedanken etwas aufzeichnen könnten und sonst nichts zu tun hätten,

Mit der Lektüre des satirischen Romans «Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker» (Erstdruck 1773–1776) von Friedrich Nicolai (1733–1811) verdrängte Ulrich Bräker Gedanken an Zahnschmerzen, unter denen er im Juli 1783 zu leiden hatte. Foto: KBSG, VQA 2569/1.



sei Schreiben noch akzeptabel, fand der eine Nachbar, aber «vor uns gemeine leüthe ists narrheit, ieden pfifferlig aufzeichnen – sonderlich dergleichen lumpenzeug.» Er störte sich nämlich daran, dass Bräker einen nicht gerade schmeichelnden Nachruf auf einen anderen, verstorbenen Nachbarn, einen gewissen Rapsel, geschrieben hatte. Als Bräker entgegnete, «schreiben ist nun einmahl meine leidenschafft – mir vast zum bedürfnuss geworden», sagte der Nachbar:

«Hör n mahl s muss eben nicht alles wissen das wir so schlechte leüthe in unserer nachbarschafft haben – und wenn all die kunstgrieffe so genau beschrieben würden – durch welche sich ein spitzbube bereichert hat – könts leicht geschehen – das es nachher irgend einem schurken, dems zugesicht käme – auch die lust anandelte – es auch so zumachen – überhaubt – sollte mann die todten ruhen lassen – oder doch lieber das gute von jhnen sagen.»

Zum Vorschein kommt hier wiederum die grosse Wirkung, die der Nachbar Bräkers Schreiben zumass, wenn er zu bedenken gab, der Lebenswandel des Nachbarn könnte andere Missetäter inspirieren. Interessant ist, dass die Zeitgenossen mehrheitlich vor den Gefahren der Lektüre für junge Frauen – etwa Romane als Ablenkung von der häuslichen Arbeit – warnten. Das obige Zitat deutet nun noch eine weitere Dimension an, die auf die Gefahren der Lektüre von «lumpenzeug» explizit für Männer aufmerksam machte. Diese Figur reiht sich in die grössere

Debatte um die Nachahmung literarischer Stoffe in der Realität am Ende des 18. Jahrhunderts ein: Als Johann Wolfgang Goethe 1774 seinen Roman «Die Leiden des jungen Werthers» veröffentlichte, kam es zu zahlreichen Selbstmorden unter männlichen Lesern. Daraufhin entbrannte ein Streit darüber, welche gefährliche Wirkung Romane haben können und ob gar Zensur nötig sei, um einen «Werther-Effekt» zu verhindern.

Heikle Zeitungslektüre

Ulrich Bräker war ein regelmässiger Zeitungsleser. Es ist nicht klar, welche Zeitungen er las, er erwähnte im Tagebuch aber, dass man im Toggenburg auch «zeitungen wie an andern orten – Zürcher – Schaffhauser – Konstanzer – Augspurger – Strassburger u.s.f» las. Bräker wies für diese Lektüre jedoch darauf hin, dass sie nicht für bare Münze genommen werden sollte. Im März 1789 berichtete er über den Russisch-Österreichischen Türkenkrieg (1787–1792) und die Berichterstattung darüber in den Zeitungen. Mit fast schon ironischem Ton bemerkte er:

«Zeitungsnachrichten – ha, da gibt's immer ewige widersprüche – bald krieg bald friede (...) doch die herren zeitungsschreiber können schwärlich in die kabineter guken – der lärm wird zu allen zeiten übertrieben: offt – wenns am wütesten aussieht – kanns am bäldesten friede werden: ein ungefehrer zufahl – kann plötzlich alles umschmelzen.»

Bräker selbst mass der neutralen Beobachtung der «weltbegebenheiten» einen hohen Stellenwert zu. «Ich bin nur ein neutraler zuschauer und beobachter – ohne das ich michs angreiffen lasse oder partey nehme», notierte er im Juni 1796 ins Tagebuch. Wie oben angetönt sah er dieses Credo in den Zeitungen sowie in anderem Lesestoff oft nicht erfüllt. Im Juni 1796 warnt er in seinem Tagebuch:

«Mit den schriftstellern – geschichtsschreibern – anectdotensamlern – ist es eben so – selten feindet sich einer – der die sache grade real so beschreibt wie sie ist, ohne das mann im anmerkt – das er vor diese oder eine partey ein[g]enohmen sey. ja einige machen es so arg – das sie alles nur einseitig hermahlen – von jhrer partei lauter gutes – und der gegenpart alles schlime sagen, und in dem gehässigsten licht darstellen – das sollte meines bedünkens nicht sein – ein autor oder geschichtsschreiber sollte sich der unparteylichkeit befleissen (...).»

Das Thema der ausgewogenen Berichterstattung beschäftigte Bräker an einer weiteren Stelle. Dabei ergänzte er sein Kriterium der Neutralität um jenes der Nachprüfbarkeit. Seine Gedanken-

gänge in dieser Zeit sind unter dem Eindruck der Französischen Revolution zu lesen, die dafür sorgte, dass die Anzahl der propagandistischen Schriften stark zunahm – viele Flugblätter und Drucke wurden auf Deutsch übersetzt. Bräker warnt zur Vorsicht bei spektakulären Meldungen:

«Es kommen uns oft abscheüliche graüelthaten zu ohren die in weit entfehrten ländern geschehen sein sollen (...) wir bedenken aber nicht – das die saage oder das gerücht – sich nur von einem dorff bis zum andern wie ein schneeball vergrössere – wie vielmehr muss dan die sache von so weitentfehrnten orten her vergrössert werden – auch wann sie durch die hände der zeitungs= oder novelenschreiber geht – dann diese dienstfertigen menschen sind eben so gewont eine sache zuvergrösseren als der gemeine menschenhauffen (...).»

Diese kritischen Bemerkungen Bräkers illustrieren, dass er sich im Laufe seines Lebens nicht nur von seinem stark religiös geprägten Weltbild emanzipierte und durch sein Tagebuch und seine Lektüre erfolgreich «Selbstaufklärung» betrieb, sondern dass er sich offenbar als kritischer Leser auch über politische Geschehnisse an den Werten der Aufklärung orientierte. Dieselben Ansprüche, die er an sich und sein Tagebuch stellte – den Alltag genau beobachten, nichts verschweigen, aber ausgewogen berichten –, forderte er von anderen Autoren und Medien ein.

Fazit

Ulrich Bräkers Tagebücher geben einen intimen Einblick in die Lebens- und Gedankenwelt eines Garnhändlers und Kleinbauern aus der sozialen Unterschicht im 18. Jahrhundert. Darin reflektierte er die Chancen und Gefahren des Lesens und Schreibens. Er war sich bewusst, dass er als Zeitgenosse die Lesevolution des 18. Jahrhunderts miterlebte, und nutzte seine Leidenschaft dazu, aus den beengten und prekären Lebensverhältnissen auszubrechen oder zumindest deren Auswirkungen kurzzeitig zu entfliehen. So gab ihm das Tagebuch die Möglichkeit, seine Situation seinen Kindern und später einem öffentlichen Publikum zu schildern. Allein dies verschaffte ihm viel Erleichterung in seinem Alltag, in dem es in wirtschaftlich schwierigen Zeiten ums Überleben ging. Das Schreiben gab ihm auch die Möglichkeit, abseits des Alltags seine Gedanken zu strukturieren. Dies entfaltete eine therapeutische Wirkung, was in der Verarbeitung beim Tod dreier seiner Kinder oder bei wiederkehrenden Zankereien mit seiner Frau offenbar wurde. In Bräkers Routine war Schreiben und Lesen nicht wegzuden-



Die Adressaten der Tagebücher:
 Bräkers Kinder Susanna Barbara,
 Johannes und Anna Maria.
 Kupferstich von Franz Nikolaus
 König, zwischen 1795 und 1810.
 KBSG, VGP 3948.

ken, es spielte für seine eigene Erinnerungsarbeit eine wichtige Rolle: Durch sein Tagebuch konnte er sich immer wieder sein eigenes Tun vergegenwärtigen und Schlüsse daraus ziehen.

Auch wenn für Bräker die positiven Aspekte seiner «*Lese- und Schreibwut*» überwogen – ein Tag ohne Lesen und Schreiben sei ihm ein Graus –, warnte er in seinen Tagebüchern vor «schädlicher» Lektüre und sonstigen negativen Auswirkungen. Neben «gottlosen» warnte er vor «geiler» und «empfindsamer» Romanlektüre, was einer verbreiteten Kritik der Zeitgenossen entsprach. Diesen Punkt erneuerte er in seinen späteren Tagebüchern aber nicht. Vielmehr beschäftigten Bräker die Vorwürfe seiner Frau und seines Umfelds an seinem Tun: Lesen und Schreiben leisteten seiner Faulheit Vorschub, entfremdeten ihn von seiner Familie und machten ihn abwesend, so die Argumente seiner Kritiker. Er selbst sieht die Gefahren mehr auf der Wirkungsebene: Anhand des Beispiels Zeitungslesen zeigt er auf, weshalb hier bei der Neutralität und Objektivität Vorsicht geboten sei.

Quellen

- Bräker, Ulrich: Sämtliche Schriften, 5 Bde., bearb. von Andreas Bürgi und Alfred Messerli, zusammen mit Heinz Graber, Christian Holliger u. a., München 1998–2010.
- Bräker, Ulrich: Der arme Mann im Tockenburg. Lebensgeschichte und Natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg, hrsg. von Samuel Voellmy, mit einem Vorwort von Hans Mayer, Lizenzausgabe, Zürich 1993.

Literatur

- Chronik Ulrich Bräker. Auf der Grundlage der Tagebücher 1770–1798. zusammengestellt und hrsg. von Christian Holliger, Claudia Holliger-Wiesmann u. a., Bern/Stuttgart 1985.
- Messerli, Alfred: Lesen und Schreiben 1700 bis 1900. Untersuchung zur Durchsetzung der Literalität in der Schweiz, Tübingen 2002.
- Messerli, Alfred: Bräkers Schreibprogramme, Schreibmotive und Schreibpraktiken in seinen Tagebüchern, in: Schreibsucht, Autobiographische Schriften des Pietisten Ulrich Bräker (1735–1798), hrsg. von Alfred Messerli und Adolf Muschg, Göttingen 2004, S. 38–49.
- Volz-Tobler, Bettina: Ulrich Bräkers «Selbstaufklärung» im Spiegel seiner frühen Tagebücher, in: Schreibsucht, Autobiographische Schriften des Pietisten Ulrich Bräker (1735–1798), hrsg. von Alfred Messerli und Adolf Muschg, Göttingen 2004, S. 72–92.
- Sankt-Galler Geschichte 2003, Vierter Band: Frühe Neuzeit. Bevölkerung, Kultur, hrsg. von der Wissenschaftlichen Kommission der Sankt-Galler Kantonsgeschichte, St. Gallen 2003.